

Vom Menschenbild in der heilpädagogischen Tätigkeit

Autor(en): **Siegenthaler, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **69 (1982)**

Heft 16

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-533087>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Arbeitsgruppen/ Kommissionen der Schulpflege	Fragen des Kontakts Schule– Eltern–Öffent- lichkeit	Beratung der Arbeitsgruppe oder Kommission bezüglich Vorgehen, Unterstützung von kooperativen Arbeitsweisen und produktivem gemeinsamem Problemlösen
--	--	---

Vom Menschenbild in der heilpädagogischen Tätigkeit

Hermann Siegenthaler

Redaktionelle Vorbemerkung

Prof. H. Siegenthaler hielt diesen Vortrag als Eröffnungsvorlesung am 7. Hilfs- und Sonderschullehrekurs am 8. September 1982 in Luzern.

Seine neue Sicht des Menschenbildes in der Erziehung beeindruckte die zahlreichen Zuhörer so stark, dass wir diesen Vortrag hier wiedergeben möchten.

Wir meinen, dass dieses Menschenbild für uns Lehrer und Erzieher – und nicht nur für die heilpädagogisch Tätigen – von grösster Tragweite in unserem erzieherischen Handeln ist.

W. W.

I. Die Aktualität der Fragestellung

Nachdem Kolumbus Amerika entdeckt und von der Begegnung mit den fremden Menschen – den «Indianern» – berichtet hatte, entstand unter den Führern der damaligen Kirche ein riesiges Problem: Sind die Indianer Menschen? Man muss sich mit etwas Fantasie hinter die damalige Aktualität dieser Frage einfühlen, die Ausdruck davon ist, dass das Fremdartige im Aussehen und in der Lebensweise dieser Menschen das bisher als selbstverständlich vorausgesetzte Menschenbild erschütterte. Man kann sich die Diskussion im Vatikan vorstellen, die vielen Dafür und Dawider, bis 1537 das Resultat der Überlegungen in der Bulle Pauls III. veröffentlicht wurde: Es handelt sich um Menschen, da sie des katholischen Glaubens und des Empfanges der Sakramente fähig sind. (Moltmann 1971, 20).

Diese Begründung mutet uns heute etwas eigenartig an – und wir nehmen die vermeintliche Logik mit einem überlegenen Lächeln zur

Kenntnis: Dass da etwas zum wichtigsten Merkmal des Menschen erhoben wurde, woran man menschliches Wesen von andern Wesen klar unterscheiden konnte.

Mich interessiert zunächst nicht die Form dieser Aussage, vielmehr die Erschütterung des damaligen Menschenbildes durch die Begegnung mit einer andern Menschenrasse: Eine Erschütterung des als gesichert geglaubten und selbstverständlich vorausgesetzten Wissens, was das Wesen des Menschen sei. Stehen wir heute nicht vor einer unheimlich ähnlichen Situation, die sich von der damaligen nur dadurch unterscheidet, dass die Inhalte etwas anders lauten? Ich meine die Erschütterung der Auffassung, der Mensch sei grundsätzlich ein vernunftbegabtes Wesen, und alles, was er aufgrund seiner Vernunfttätigkeit vollbringe, sei gut. Unser Jahrhundert hat uns mit einer massiven Brutalität vor Augen gestellt, wie unvernünftig die Schöpfungen des Menschen sein können. Diese Erschütterung führte in unserm Jahrhundert zunächst zu einer tiefgründigen Ratlosigkeit, die viele Dichter und Denker zum neuen Fragen nach dem Wesen des Menschen antrieb. Unaufhörlich und mit eindrucklicher Intensität erscheint die Frage nach dem Menschen seit der Nachkriegszeit und spannt sich wie ein Cantus firmus eines mehrstimmig komponierten Choralen über die Dissonanzen in der Mehrstimmigkeit unserer Zeit.

Viele Versuche sind gemacht worden, bei der Beantwortung der Frage nach dem Menschen ähnlich zu verfahren wie die Denker um 1537: Nämlich ein bestimmtes Merkmal hervorzuhe-

ben, um es zum wichtigsten Kriterium zu erheben, durch welches Menschsein zu definieren sei: Der Mensch sei «Mängelwesen» (Gehlen), sei Geistwesen, sei sprachbegabtes Wesen, sei erziehungsbedürftiges und erziehbares Wesen usw. Neben diesen klaren Aussagen gibt es aber auch eine grosse Zahl von Denkern, die sich gegen eine derartige Eindeutigkeit auflehnen, sie sogar verbieten, weil jeder begrifflichen Aussage die Gefahr droht, den Menschen festzulegen und auf ein Bild zu fixieren. «Du sollst Dir kein Bildnis machen», die bekannte Stelle aus dem Tagebuch von Max Frisch, der das religiöse Gebot auf den Menschen überträgt, ist Ausdruck dieser Haltung. Was bleibt denn in der Ratlosigkeit dem Menschen gegenüber zu tun? Es bleibt nichts als die Frage, die sich um so unbarmherziger zu stellen scheint, je tiefer die Ratlosigkeit empfunden wird.

So sind wir mit dem Titel meines Referates unvermittelt hineinversetzt in unsere Zeitepoche und sind aufgerufen, etwas tiefer und vielleicht auch mit mehr Einfühlungsvermögen in die menschliche Situation der Gegenwart hineinzuschauen. Denn die genannten Versuche und Vorschläge, die Ratlosigkeit in Bezug auf das Menschenverständnis auszuhalten, sind doch bloss die Stimmen einzelner Mahner, die angesichts der Lautstärke unserer technischen Errungenschaften, politischen Maximen und wirtschaftlichen Mächte verstummen müssen. Steckt nicht hinter diesen tonangebenden Kräften ein scheinbar unerschütterlicher Glaube an die Machbarkeit? Bis in die Nöte und Sorgen des Einzellebens dringt dieser Glaube durch und äussert sich etwa in dem Satz: «Man muss doch etwas dagegen tun können». Eltern eines behinderten Kindes äussern ihn, Angehörige eines Schwerkranken, Zuschauer des Weltgeschehens usw. Ich meine, dass dieser Glaube an die Machbarkeit in bezug auf den Menschen wie in bezug auf seine Umwelt die Antwort auf die genannte Erschütterung geworden ist. Wir haben den Glaube an die Vernunft einfach ersetzt durch den Glaube an die Machbarkeit. Wie lange wohl hält sich dieser Glaube, wo es so offensichtlich ist, dass er auf wackeligen Füßen steht und vor vielen Fragen, die sich dem Menschen stellen, einstürzt?

Wer sich von dieser tatsächlichen Situation unserer heutigen Gegenwart hat ansprechen

lassen, kann es sich nicht mehr leisten, in den Chor jener einzustimmen, die sie verurteilen. Dahinter steckt immer eine Form von Lieblosigkeit. Nur wer in einer liebenden Haltung unsrer Zeit begegnet, gesteht ihr die Möglichkeit zu, sich verwandeln zu dürfen. Und nur in dieser Haltung werden uns die Augen geöffnet, um zu erkennen, dass unmittelbar unter der Oberfläche unseres vom Glauben an die Machbarkeit geprägten Alltags die Sinnlosigkeit gähnt, weil die Frage nach dem Sinn dauernd unbeantwortet bleibt.

Was hat das alles mit der heilpädagogischen Tätigkeit zu tun, zu der Sie sich entschlossen haben? Müssten nicht ganz andere Töne angeschlagen werden, um Sie für Ihre zukünftige Arbeit so richtig in Schwung zu bringen und zu begeistern? Sind die genannten Gedankengänge nicht bloss Ausdruck eines Menschen, der sich den Luxus derartiger Gedankenflüge leisten kann – während derjenige, der sich dem praktischen Alltag zu stellen hat, darauf verzichten muss, weil ihn eine grosse Zahl an konkreten Einzelfragen bedrängen? Darauf ist zu antworten:

Jede heilpädagogische Tätigkeit ist dadurch gekennzeichnet, dass sie den Heilpädagogen in Widerspruch versetzt zum heute gängigen Menschenbild. Zweifelsohne ist er Teil der Gegenwart mit allen ihren Merkmalen; das heisst konkret, dass auch wir geprägt sind von dem Glauben an die Machbarkeit, der sich ja derart tief in unser Denken verwurzelt hat, dass selbst Psychologie und Pädagogik davon nicht verschont geblieben sind. Da stehe ich nun vor einem behinderten Kind, weiss aufgrund meiner Ausbildung sehr vieles über seine Behinderung, ihre Ursache, ihre Auswirkungen auf das Leben des davon betroffenen Menschen und seiner Umgebung; ich weiss vieles über die Möglichkeiten der Schulung, erzieherischen und therapeutischen Betreuung – aber all dies bildet doch erst die Oberfläche, die mir nie genügend Impulse zu verleihen imstande ist, um meine Tätigkeit auf die Dauer auszuhalten. Denn da gähnt doch die unheimliche Frage nach dem eigentlichen Wesen des Behinderten: Wer ist er denn und wie kann ich ihn so verstehen, dass er in seiner Ganzheit verstanden ist und ich ihr gemäss meine Erziehung gestalten kann? Alle Fragen gipfeln wohl in der Frage nach dem Sinn: Warum gibt es dieses Menschsein, dieses körper-

lich verzerrte, psychisch zerbrechliche und geistig verarmte Menschsein?

Kaum wage ich die Frage in mir aufkommen zu lassen, welches der Sinn eines solchen behinderten Menschseins sei – weil ich nicht einmal in der Lage bin, die Frage danach *richtig* zu stellen. Das gewohnte, in unsrer Zeitepoche gängige Bild des intakten, gesunden, für die wirtschaftliche Produktion brauchbaren Menschen, der sich an die Machbarkeit hält, wird in der heilpädagogischen Tätigkeit täglich erschüttert. Es ist die Erfahrung, dass dieses Menschenbild für die entscheidenden Fragen nicht nur keine Antwort bereit hält, sondern die Fragen selbst schon gar nicht zulässt; und es wird erfahren, dass das gängige Menschenbild jede Form von Behinderung im Grunde ausschliesst: Kranksein, Abgebautsein, Behindertsein, Nicht-Intaktsein haben darin keinen Raum. Ob dies nicht als eine Form versteckter Euthanasie aufgefasst werden müsste?

In dieser Erschütterung liegt die brennende Aktualität unseres Themas: Es fragt sich, wie sie der Heilpädagoge aushält und welche Antwort er darauf zu geben hat.

Wir werden als erstes versuchen, Ausschau zu halten nach Antworten, die uns von irgendwoher zufließen könnten. Wenn wir dies tun, werden wir mit der Tatsache konfrontiert, dass in allen Wissenschaften eine eigenartige Scheu herrscht, Wertsetzungen und haltgebende Normen zu formulieren und zu anerkennen. Man hält etwas auf «Wertfreiheit», auf «Wertneutralität» – und scheint nicht zu bemerken, dass gerade durch wiederentdeckte Werte Energien freiwerden und Impulse zur Beantwortung der Sinnfrage entstehen könnten. Es macht auf weite Strecken sogar den Anschein, als würden die beiden Wissenschaften, welche in vergangenen Zeiten auf die Sinnfrage Antwort zu geben versuchten – nämlich Philosophie und Theologie – genauso der Wertfrage ausweichen und lieber akademische Wissenschaften genannt werden wollen.

Daraus folgt, dass wir aufgerufen sind, unser eigenes Menschenbild zu gewinnen, und zwar so, dass der behinderte Mensch genauso wie unsere heilpädagogische Tätigkeit darin eingeschlossen sind. Das braucht Mut; denn es gilt, gegen den Zeitstrom zu schwimmen und Aspekte des Menschen zu formulieren, die als

unmodern und unwissenschaftlich abgestempelt werden. Wenn es aber dadurch gelingt, unsere Tätigkeit vertiefter zu gestalten, lohnt sich der Einsatz.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen, die den Zweck hatten, Ihnen die Aktualität des Themas vor Augen zu führen, will ich nun versuchen, mit fünf Hinweisen Fragen zu einem heilpädagogisch brauchbaren Menschenbild zu beleuchten, um dann abschliessend zu prüfen, welches die Funktion dieses Menschenbildes für unsere Tätigkeit sein könnte. Dabei müssen wir in unserer Erwartung bescheiden genug sein und anerkennen, dass wir bloss wenige Aspekte betrachten und davon einige Konsequenzen ableiten können.

II. Aspekte des heilpädagogisch brauchbaren Menschenbildes

1. Hinweis: Menschenbild – oder Bildlosigkeit des Menschen?

Als erstes stellt sich die grundlegende Frage, ob es denn überhaupt zulässig sei, von einem «Bild» des Menschen zu reden, wo wir doch aus Erfahrung wissen, dass jedem Bild die Gefahr der Fixierung, der Abgeschlossenheit und des Fertigseins droht? Bereits der Begriff «Bild» lässt uns ein grafisches Kunstwerk assoziieren, welches in der Form- und Farbgebung wohl ausgewogen, künstlerisch durchdrungen und vollendet ist. Ein derart aufgefasstes Menschenbild lässt keine Verwandlung mehr zu: Der Mensch ist fertig für uns, «das ist das Liebloose, das ist der Verrat» heisst es im bereits erwähnten Zitat von Frisch. Müssten wir angesichts dieser Erkenntnis nicht genau das Gegenteil fordern, nämlich die «Bildlosigkeit» des Menschen? (Bollnow, 1968/2)

Wir stehen vor einem ungeheuren Dilemma: Einerseits sind wir auf das Bild angewiesen, so sehr, dass der Ausgang meiner Überlegungen in der Behauptung besteht, *jedes* Reden und Handeln in Bezug auf den Menschen beruhe auf einem entsprechenden Menschenbild. Wir können uns also, wie immer wir es anstellen wollen, von diesem Bild nicht befreien. Insofern kann der Mensch für uns nie und nimmer «fertig» sein, wir werden mit dem Menschen nicht fertig. Andererseits nun diese ebenso klar formulierte Gefahr, dass jedes

Bild, welches wir vom Menschen machen, ihn tatsächlich «fertig» mache – das heisst ihm die Möglichkeit zur weiteren Verwandlung nehmen. Erziehung, die sich gerade auf dieser Wandelbarkeit abstützt, müsste sich selbst aufgeben.

Dieses Dilemma halten wir nur dann aus, wenn es gelingt, mit dem Bild, das wir uns vom Menschen entwerfen, *richtig umzugehen*. Ich versuche dies durch zwei Forderungen einzulösen:

a)

Jeder Begriff, den wir heranziehen, um das Wesen des Menschen oder einen seiner Aspekte zu bezeichnen, darf nur so verwendet werden, dass wir das, was wir bezeichnen, in seiner dauernden Veränderbarkeit und Wandelbarkeit auffassen. Jeder Begriff bezeichnet gleichsam nur die Momentaufnahme eines Verwandlungsprozesses. Das klingt einleuchtend und einfach zu handhaben. In Wirklichkeit enthält diese Forderung eine überaus wichtige und schwierige Konsequenz. Es will für die heilpädagogische Tätigkeit heissen, dass wir Begriffe, die wir für die psychologische Diagnose verwenden, in ihrer andauernden Vorläufigkeit auffassen. So dürfen wir den Begriff «Behinderung» nicht zur Bezeichnung eines Zustandes gebrauchen oder gar zur Abgrenzung einer Menschengruppe von einer andern – sondern er bezeichnet etwas, das grundsätzlich verwandelbar und veränderbar ist. Diese Haltung ist das Kennzeichen eines *dynamischen* Menschenbildes, welches allein Grundlage jeglicher Erziehung sein muss.

b)

Wenn wir aber versuchen, dieses dauernd lebendige Geschehen und Werden des menschlichen Wesens angemessen wahrzunehmen, werden wir gezwungen, danach zu fragen, ob denn in diesem andauernden Prozess des Anderswerdens nicht Grundmerkmale angenommen werden könnten, welche *unveränderlich* sind? Ich meine, dass wir die grundsätzliche Dynamik nur dann aushalten können, wenn es uns gelingt, etwas einigermaßen Stabiles anzunehmen und zu erkennen. Unser Denken ist aufgerufen, danach zu fragen, was uns alle verbindet trotz aller individuellen Schattierungen: Was liegt uns allen gemeinsam zugrunde, das sich wie ein roter Faden sogar durch die gesamte Menschheitsgeschichte durchzieht?

Die Philosophische Anthropologie als jene Disziplin, die nach dem Wesen des Menschen fragt, hat in den letzten Jahrzehnten verschiedene solcher Merkmale formuliert, die zwar nicht alle für die heilpädagogische Tätigkeit brauchbar sind, wie ich noch zeigen werde. Wir werden aber nicht fehlgehen, wenn wir in der Leiblichkeit des Menschen, in seiner Empfindung für die Ganzheit und im Angewiesensein auf den Mitmenschen derartige unveränderliche Grundstrukturen anerkennen.

In der Frage nach dem allen Menschen Gemeinsamen liegt etwas unerhört Befreiendes, weil in ihr die Möglichkeit steckt, alle individuellen Schattierungen, die wir uns voneinander aufbauen, zu übersteigen. Die konkrete Frage an den Heilpädagogen lautet: Was habe ich als Lehrer mit dem in irgendeiner Weise behinderten Kind gemeinsam – trotz aller augenfälliger Unterschiede, die meine Arbeit massiv erschweren können?

2. Das Menschenbild nur unter Einbezug jedes Behinderten

Bei dieser Frage stellt sich eine Wendung in unserem Denken ein, die zu einer ungeheuren Ausweitung des Menschenbildes führen müsste: Kein Mensch, wie geschädigt, behindert, verzerrt und gestört er uns auch erscheinen mag, darf von unserm Menschenbild ausgeschlossen sein.

Wenn wir mit dieser Forderung ernst machen, müssen zunächst viele bisher als selbstverständlich erachtete Begriffe wegfallen, weil sie Behinderte ausschliessen. So werden wir die Vernunftbegabung, die Sprache, das logisch-abstrakte Denken, die Welt- und Selbstgestaltung des Menschen usw. nicht mehr als Merkmale des menschlichen Wesens gelten lassen dürfen. Denn: da stehe ich vor jenen Behinderten, von denen wir sagen, sie befänden sich in der Grenzzone menschlicher Existenz – die Schwerst-Geistigbehinderten. Ich habe erfahren, dass gerade sie für die Aussagen zum Menschenbild die Korrektur bilden: Keine Aussage darf ich, seit ich ihnen durch meine Tätigkeit begegnet bin, aufrecht erhalten, die für sie nicht zutrifft. Nur so habe ich die Gewähr dafür, dass meine Aussagen für jeden Menschen Gültigkeit haben werden.

So zwingt die heilpädagogische Tätigkeit zu einer radikalen Umwertung unseres Denkens. Denn solange wir vom gesunden, intakten,

nicht-behinderten Menschen ausgehend den Behinderten überdenken, werden wir immer konfrontiert mit jenen Aspekten, in denen wir uns voneinander unterscheiden. Wagen wir es hingegen, vom Schwerst-Geistigbehinderten auszugehen, werden wir eben jene unveränderlichen Strukturen erfahren, welche zur Grundlage unseres Menschenbildes werden müssen. Dies ist im eigentlichen Sinne eine «Umwertung der Werte», wie sie Nietzsche in seiner Philosophie forderte.

Die heilpädagogische Tätigkeit *zwingt* zu einer derartigen Umwertung. Welches ist das Resultat? Das Kranksein, das Behindertsein und Geschädigtsein, das Nicht-Intaktsein gehört genauso zu mir und meinem Menschsein wie das Gesundsein, das Leistungsfähigsein. Dann leuchtet aber in logischer Konsequenz ein Merkmal auf, welches zur letztgültigen Grundlage der heilpädagogischen Tätigkeit wird: Dass der Mensch ein Wesen ist, welches auf mitmenschliche Zuwendung angewiesen ist und diese Zuwendung beantworten kann. Mit dieser Umschreibung habe ich einige in der heutigen Zeit gängige Schlagwörter radikal von mir gewiesen, welche betonen, der Mensch sei ein sich selbst bestimmendes, freies, unabhängiges, autonomes Wesen. Anstelle dieser Schlagwörter tritt die bescheidene Erkenntnis, dass ich auf den andern angewiesen bin – darauf angewiesen, dass er sich mir in Echtheit zuwende, und gleichzeitig darauf angewiesen, dass ich mich ihm in Echtheit zuwenden kann. In diesem Wechselspiel sehe ich die tiefste Grundlage, welche jede erzieherische, insbesondere aber eine heilpädagogische Tätigkeit trägt.

3. Die Offenheit

Wenn ich die beiden bisher dargelegten Aspekte überblicke, scheint es, als hätte ich noch nicht die tiefste Schicht des Menschenbildes erwähnt. Denn selbst die Wandelbarkeit und die Zuwendungsbedürftigkeit sind erst auf der Voraussetzung möglich, dass ich den Menschen in seiner grundsätzlichen Offenheit verstehen muss. Dieser Begriff ist eigentlich bloss die positive Formulierung der Begriffe Unfertigkeit, Nicht-Abgeschlossenheit, Bildlosigkeit.

Der Begriff wird in der Phil. Anthropologie meist im Zusammenhang mit dem Weltbezug des Menschen verwendet und lautet «Weltof-

fenheit». Damit ist er eingeschränkt auf den Bezug des Menschen zu der ihn umgebenden Umwelt. Dank des offenen Verhaltens ihr gegenüber wird er die Konfrontation mit der Natur, mit der Kultur, mit allen ihren Bereichen, mit dem andern Menschen, mit dem Phänomen der Zeit erleben – und gleichzeitig in Erfahrung bringen, dass hinter all diesen Bezügen, zu denen er in eine wechselseitige Beziehung treten kann, sich das Nicht-Verstehbare, das Geheimnis auftut. Welchen Namen er dazu verwendet, um anzudeuten, dass er mit dem Erkennen an eine Grenze stösst, ist von zweitrangiger Bedeutung. Dass er aber vom Nichtformulierbaren seiner Aussenwelt angesprochen werden kann, so sehr, dass er vor der Grösse des Anspruchs in Staunen versetzt wird und diesem Erleben hohen Wert beimisst, ist entscheidend. Der Mensch ist in der Lage, zum Geheimnis in eine lebendige Beziehung zu treten – ohne es dauernd rational lüften zu müssen.

Diese Gedankengänge scheinen erst die eine Seite zu betrachten, diejenige nämlich, die wir gern für uns in Anspruch nehmen, weil darin die ganze Fülle unseres Welterlebens liegt. Offenheit der Welt gegenüber heisst aber zugleich, dass unendlich viele Eindrücke auf den Menschen einprallen und ihn überfluten. Die sogenannte «Reizüberflutung», die schliesslich zu einer dauernden Belastung wird, scheint der andere Preis der Weltoffenheit zu sein. Gehlen leitet von dieser Situation die Tatsache ab, dass der Mensch aufgrund der Belastung genötigt wird, darauf zu antworten, indem er handelnd in die Welt eingreift: Eindrücke ordnet, Zusammenhänge rational herstellt, Welt in den Griff bekommt und gestaltet. Der Mensch wird zu einem «handelnden Wesen», das ohne diese Handlungsfähigkeit schutzlos der Welt ausgeliefert wäre. (Gehlen 1942).

Soweit die Gedankengänge, die den Begriff «Weltoffenheit» zu einem Wesensmerkmal des Menschen erheben. Zwei Ergänzungen sind anzuführen, damit diese Auffassung für die heilpädagogische Tätigkeit brauchbar wird.

Die derart begründete und für das Wesen des Menschen dringend notwendige Handlungsfähigkeit darf angesichts schwerster geistiger Behinderung nicht als Wesensmerkmal aufgefasst werden – sondern bloss als eine zwar

willkommene Hilfe, das Dasein zu bewältigen. Oder aber: Wir müssten den Begriff «Handlung» auf jede Reaktion anwenden, welche ein schwerstbehindertes Kind auf einen Ausseiz zeigt.

Mir scheint zudem, als wäre damit erst die eine Seite dessen aufgegriffen, was mit Offenheit gemeint sein könnte: Nämlich diejenige, die den Bezug des Menschen zu seiner Aussenwelt betrifft. Müsste dieser Aussenbezug nicht ergänzt werden durch den Bezug nach innen? Denn der Mensch kann sich auch sich selbst gegenüber offen verhalten. Wir stossen hier auf jene selbstverständliche Annahme, welche die gesamte Psychologie trägt und wonach sie kaum je fragt: Dass der Mensch einen Innenraum habe, der nicht einfach leeres Gefäss ist. Denn dank der Offenheit wird er die mannigfaltigen Färbungen seiner Gefühle und Stimmungen erleben, seine Wünsche und Sehnsüchte erkennen, sein Ideal, seine Fantasie usw.: Den riesigen Katalog an Qualitäten des Denkens, Fühlens und Wollens. Und er wird in sich selbst genauso die Grenze des rational Fassbaren erreichen und damit die Frage nach dem eigenen Geheimnis, zu dem er in eine Beziehung treten kann, stellen.

Wenn man sich diesen Aussen- und Innenbezug des Menschen vergegenwärtigt, erscheint das Wesen des Menschen unermesslich. Denn wer vermöchte diesen Ansturm von innen und aussen aufzuzählen, diese ganze Fülle an Lebensqualitäten und an Belastungen. Wie vermöchten wir dies alles auszuhalten, wenn wir nun nicht die Möglichkeit hätten, etwas entgegenzuhalten – nämlich: das Empfinden der Ganzheit. Trotz aller widersprüchlichen Einwirkungen bleibt doch im tiefsten Grunde, vielleicht von gegenteiligen Erfahrungen überschüttet, vielleicht nur als vage und kaum vernehmbare Stimme, jene Sicherheit, die sich aus dem Empfinden ergibt, ich selbst sei es als einheitliche und ganzheitliche Person, der dies alles zusammenhält.

So sind wir unvermittelt bei einem andern Begriff angelangt, der innerhalb der Psychologie und Pädagogik zu einem Schlagwort geworden ist: Beim Begriff «Ganzheit». Durch die soeben angeführten Zusammenhänge ist der Begriff nicht bloss eine formale Angelegenheit, sondern er ist bereits inhaltlich gefüllt: Zur Ganzheit gehört das Wechselspiel der Innen- und Aussenwelt mit allen ihren verschied-

enen Bezugsmöglichkeiten. Dabei vergessen wir nicht, dass auch das Geheimnis, das mir in der Innenwelt wie in der Aussenwelt jenseits der Erkenntnisgrenze begegnet, zu meiner Ganzheit gehört und folglich auch die Beziehung, die ich zu ihm pflege. Eine ganzheitliche Erziehung, die wirklich diesen Namen verdient, wäre gerade dadurch gekennzeichnet, dass sie das Kind in seinem Geheimnis anspricht, ihm Wege eröffnet, zu ihm in eine lebendige Beziehung zu kommen. Hier tut sich von anthropologischer Seite die Forderung nach religiöser Erziehung auf.

Für die heilpädagogische Tätigkeit leite ich von der Aussage, der Mensch sei ein offenes Wesen, hinter dem sich die Ganzheit verbirgt, zwei Konsequenzen ab:

a)

Es spricht kein einziges Argument dagegen, den behinderten Menschen als aussen- und innenbezogenes Wesen aufzufassen und ihm die Empfindung für Ganzheit zuzugestehen. Ganzheit ist aber immer vollwertige Ganzheit – niemals eingeschränkte oder eingeeengte. Der Heilpädagoge wird aufgefordert, diese Ganzheit zu erkennen und in seiner Tätigkeit anzusprechen. Dazu benötigen wir aber eine besondere Art der Wahrnehmung. Wir übersteigen damit das, was wir innerhalb der Psychologie als «Verstehen» bezeichnen. Denn alles Formulierbare und Erklärbare erfasst am Kinde nur immer Ausschnitte seines ganzheitlichen Wesens. Ein Wahrnehmen, welches den andern in seiner Ganzheit wahrnimmt, ist nach Buber eine «personale Vergegenwärtigung». Es ist ein Verinnerlichen des andern. Und darin ist das Nichtverstehbare, welches uns z.B. bei einem verhaltensgestörten Kind grosse Mühe bereitet, mit hereingenommen. Es würde sich lohnen, sich ab und zu in die Stille zurückzuziehen, um sich ein solches Kind derart zu vergegenwärtigen.

b)

Die heilpädagogische Tätigkeit aufgrund der menschlichen Offenheit bedeutet weiter, dass der Heilpädagoge jederzeit bereit sei, an das behinderte Kind in der Haltung heranzutreten, als wüsste er von ihm noch nichts; als wäre er neu aufgerufen, es zu verinnerlichen; als müsste er immer neu nach Möglichkeiten suchen, wie er sich ihm erzieherisch zuwenden kann. Bach spricht in Bezug auf das geistigbehinderte Kind von «offengebliebenen Mög-

lichkeiten» (Bach 1975/7): Sie seien wichtiger als das Fehlende, als der Defekt.

Diese Haltung wird einen behinderten Menschen nie aufgeben. Denn ihr gelingt es, selbst an der Grenze des Menschseins, dort, wo alles zerstört und geschädigt erscheint, eine Fülle von offengebliebenen Möglichkeiten zu entdecken, die es wert sind, geliebt, gepflegt und gefördert zu werden. Auch wenn man oft über Monate sich auf die Suche danach begeben muss – eines Tages wird sich einem ein Reichtum an Möglichkeiten auftun, die erzieherische Wege zeigen.

4. Der Mensch in der Schwebel: Neue Verunsicherung

Angesichts dieser geforderten Offenheit stellt sich aber dem Heilpädagogen (wie jedem, der ein offenes Menschenbild in der Lebenswirklichkeit durchzuhalten versucht) eine entscheidende Frage: Ist das Resultat dieser Offenheit denn nicht wiederum eine Erschütterung des Verlässlichen und Sicherem? Stehen wir demzufolge nicht wieder vor einer Verunsicherung, ähnlich der bereits genannten?

In der Tat: Angesichts der Offenheit scheint zunächst nichts anderes zulässig zu sein als die unermüdliche Sehnsucht nach einer einigermaßen verlässlichen Gewissheit – und die Ahnung der eigenen Ganzheit trotz der wiederkehrenden Erfahrung, alles sei Stückwerk. Da braucht ein Kind bloss ein Verhalten zu äussern, welches ganz und gar nicht in unsere Toleranz passt – und schon ist die Überzeugung, das Kind sei eine Ganzheit, erschüttert und nicht mehr haltbar.

Wir müssen ehrlich genug sein und diese Realität unseres Unvermögens eingestehen: Ein offenes Menschenbild, wie ich es bisher zu formulieren versucht habe, stellt uns vor die unerbittliche Frage, wie die andauernde Verunsicherung auszuhalten und in der Lebenswirklichkeit zu ertragen sei, wo es scheinbar nichts Tragfähiges gibt.

Scheinbar nichts Tragfähiges, sagte ich. Denn: Stehen da nicht andere Erfahrungen bereit, die uns anderes lehren? Bin ich nicht davon ausgegangen, dass sogar an der Grenzzone menschlicher Existenz mir etwas entgegenkommt, was mir unzweideutig sagt, dass es sich auch beim schwerstbehinderten Menschen eben um einen Menschen handelt? Was ist es denn, was ihn zum Menschen

macht, wovon ich mit Gewissheit sagen kann, er sei Mensch und nichts anderes – sogar: vollwertiger Mensch mit eigener Würde?

Ich muss wieder die Erfahrung sprechen lassen.

Da trete ich an ein schwerbehindertes Kind heran, welches mit massiven spastischen Verkrampfungen auf der Matte am Boden liegt. Was ich mit ihm vorhabe, ist vorher genau überlegt worden: Ich habe eine ganz bestimmte Absicht, meine erzieherische oder therapeutische Zuwendung in einem festgelegten Ablauf vor sich gehen zu lassen. Doch plötzlich, vielleicht mitten in meinen Bemühungen, treffen sich unsere Blicke und bleiben wenige Sekunden beieinander. Da geschieht etwas: Die Behinderung spielt plötzlich keine Rolle mehr, sie scheint irgendwie abgefallen zu sein. Denn da blickt mich ein Mensch an, dem ich zum Du geworden bin, und seine Augen vermögen zu sprechen, wie nur menschliche Augen sprechen können. – Dann sind diese wenigen Sekunden vorbei. Das Bewusstsein seiner Behinderung stellt sich wieder ein – aber: Sie ist eine menschliche Behinderung, keine tierische, keine göttliche, sondern eine menschliche.

Nochmals frage ich: Woher kommt mir diese Gewissheit zu? Was hat mein Denken angestellt, um mich diese Behauptung aussprechen zu lassen?

Es ist letztlich eine ganz persönliche Entscheidung, deren Inhalt ich nicht herleiten, nicht beweisen, sondern zu der ich mich bloss bekennen kann. Ich meine damit die Entscheidung, dass in diesem geschilderten Augenblick meine eigne Mitte angerührt worden sei – dass auch die Mitte des andern davon angerührt worden sei. Und dass diese Mitte letztlich das Unverletzliche, trotz aller Behinderung und Schädigung Zuverlässige sei, welches mich in dieser Situation berührt hat.

Ich kann diese Mitte nicht beweisen – ich kann nur von Erfahrungen sprechen, die meine Annahme und mein Bekenntnis zu ihr stützen. Und die Erfahrung sagt mir bloss, dass von ihr Energien ausgehen, welche hinter der Verwandelbarkeit steckt und die Offenheit mit der damit verbundenen Unsicherheit aushält.

Ist das idealisierende Schwärmerei, die mir einen Schleier vor die Augen hält, um die Realität in ihrer Härte nicht sehen zu müssen? Die Antwort auf diese Frage lässt sich nur von

der praktischen Seite her geben: Wenn mir von dieser Grundentscheidung Energien zufließen, die es mir möglich machen, meine heilpädagogische Tätigkeit fortzusetzen und dem Kind immer wieder neu zu begegnen, so, als wüsste ich eigentlich nichts von ihm, dann ist diese Erfahrung mir Beweis genug, um an der Grundentscheidung festzuhalten. Wie kann ich aber diese Gedankengänge, die Ausdruck des Bekenntnisses sind, so formulieren, dass sie allgemeingültig sein könnten?

Vielleicht so: Die Erschütterung unseres Menschenbildes durch die Forderung nach grundsätzlicher Offenheit kann nur soweit ertragen werden, als es uns gelingt, auf dem tiefsten Grund unseres Menschenbildes Annahmen zu erkennen, zu denen wir uns entscheiden müssen. Jedes Menschenbild enthält derartige Grundentscheidungen. Allein die Frage, ob sie zu einer persönlichen Gewissheit angesichts aller Widersprüche führen, entscheidet über ihre Brauchbarkeit. Weder rationale Argumente noch irgendwelche Beweisführungen haben hier das letzte Wort zu sprechen – sondern allein die alltägliche Lebenswirklichkeit.

5. Das «werdende» Menschenbild

Jede ernsthafte heilpädagogische Tätigkeit, so lautet meine kühne Behauptung, lässt sich auf die Dauer nur dann verwirklichen, wenn der Heilpädagoge bereit ist, in sich selbst ein Menschenbild werden zu lassen, welches dem in irgendeiner Weise behinderten Menschen Raum lässt, als vollwertiger Mensch erkannt zu werden. Wenn diese Behauptung zutrifft, dann stellt sich die Frage, ob die Ausbildung zum Heilpädagogen nicht dafür sorgen müsste, ein solches Menschenbild entstehen zu lassen, *bevor* die eigentliche Tätigkeit aufgenommen wird?

Diese Frage muss mit Vorsicht beantwortet werden. Einerseits scheint mir die Forderung an die Ausbildung gestellt werden zu müssen, Fragen nach dem Menschenbild seien zu entwerfen, mögliche Lösungen aufzudecken und Impulse für eine persönliche Weiterführung zu geben. Andererseits darf das Menschenbild, wenn es für die heilpädagogische Tätigkeit tragfähig sein soll, nicht eine gedankliche Konstruktion sein, die als solche zwar gut zu repräsentieren wäre, in der Wirklichkeit aber keine Energien freizusetzen vermöchte. Das

Menschenbild wächst in und an der praktischen Tätigkeit: nicht in grossangelegten Unternehmungen, wohl aber in jedem kleinen Detail des Alltags. Je mehr es uns gelingt, eine Liebe zu diesen kleinsten Angelegenheiten zu gewinnen, um so mehr wird sich uns das Menschenbild vertiefen. Ich trage diesem Prozess gegenüber ein grosses Vertrauen: Es ist ein Geschehen, welches vom eigenen Hintergrund her die Tätigkeit begleitet, sie trägt und stützt gerade dort, wo alles einzustürzen droht. Mein hochverehrter Lehrer Paul Moor hat im Vorwort zu seiner Heilpädagogischen Psychologie, also gleichsam nebenbei, geschrieben, es gehe ihm darum, dass jeder Erzieher zu seiner eigenen Anthropologie gelange. Er nennt sie eine werdende Anthropologie. Damit meint er genau das, was ich hier vertrete: Dass jeder heilpädagogisch Tätige zu einem persönlichen Menschenbild gelange, das sich in der realen Auseinandersetzung mit dem Alltag ergibt und in seiner Entfaltung nie abgeschlossen ist. Unser Menschenbild selber ist im Werden. Je mehr Vertrauen wir ihm entgegenbringen können, um so tragfähiger wird unsere Gewissheit sein.

III. Die Funktion des Menschenbildes für die heilpädagogische Tätigkeit

Nach diesen Überlegungen zum Inhalt und zur Struktur eines heilpädagogisch brauchbaren Menschenbildes kehren wir zur bereits erwähnten Tatsache zurück, wonach das in unserer Zeit gängige Menschenbild in der heilpädagogischen Tätigkeit immer wieder erschüttert werde. Ich stellte dort die Frage, wie es dem Heilpädagogen gelinge, diese Erschütterung auszuhalten oder ihr eine Antwort entgegenzustellen, welche es ihm ermöglicht, die Tätigkeit auf die Dauer durchzustehen.

Ist mit diesen Überlegungen etwas gewonnen? Diese Frage lässt sich beantworten, wenn wir die Frage nach der Funktion des Menschenbildes aufgreifen. Ich will dazu vier Hinweise geben:

a)

Wenn die Gedankengänge stimmen und der praktischen Erfahrung entsprechen, dann ist ein so gewonnenes Menschenbild die ganzheitliche Antwort des Menschen auf die vielen

Widersprüche der Welt- und Selbstbegegnung. Wir müssen uns nichts vormachen lassen: Weder die Welt selbst noch der Mensch in seiner Erscheinung werden uns die Ganzheit sinnlich wahrnehmbar darbieten. Was wir zu Gesicht bekommen, ist nichts anderes als die Oberfläche, sind Teilbereiche, Ausschnitte.

Erst unsere Antwort darauf, die sich in unserm eigenen Innern ergibt, lässt Ganzheit entstehen. Das heisst gleichzeitig, dass der Mensch der Schauplatz des Weltgeschehens ist; noch mehr: die Grenze zwischen Himmel und Erde, falls es sie überhaupt gibt, verläuft quer durch das Wesen des Menschen. Eine solche Antwort liefert nur ein persönlich vertieftes Menschenbild.

b)

Es ist durch die bisherigen Ausführungen wohl auch deutlich geworden, dass das Menschenbild für die heilpädagogische Tätigkeit Impulse enthält. Ich denke jetzt vor allem an den erwähnten Aspekt, dass Gesundsein wie Behindertsein zum ganzheitlichen Wesen des Menschen gehören. Keine Behinderung wird mir folglich so fremd sein, dass ich mich vor ihr abwenden müsste. Mehr noch: Wenn ich bereit bin, mich auf dieses Menschenbild abzustützen, werde ich mein eigenes Behindertsein anerkennen, welches sich als Grenzerfahrung meiner eigenen Existenz zeigt. Ich meine damit die Grenze meines Erkennens und Erfassens, die auferlegten Schranken durch sein Sosein wie durch den gesellschaftlichen Rahmen, in welchen ich eingespannt bin; meine Schulerfahrungen, mein eigenes Sterben, mögliche Krankheiten usw. Ich werde mich aber auch vor dem behinderten Menschen nicht scheuen müssen, mein Gesundsein vor ihm zu vertreten, weil ich auch in seinem Wesen unversehrte Aspekte zu erkennen bereit bin.

Aus dieser Grundhaltung fliessen Impulse besonderer Art.

c)

Ein offenes Menschenbild ist in der Lage, die Frage nach dem Sinn auszuhalten. Hören Sie deutlich: Es geht darum, die *Frage auszuhalten*, nicht klare Antwort zu bekommen. Vielleicht werde ich das Gefühl bekommen, mich dem Sinn nähern zu können – ich weiss dies nicht. Ich weiss den Sinn des Behindertseins und den Sinn des Gesundseins nicht. Solange ich aber die Frage danach unermüdlich zu er-

tragen bereit bin, wird sich die Leere der Sinnlosigkeit nicht derart massiv einstellen.

Vielleicht gehört letztlich die Erfahrung dieser Leere auch zur Erfahrung, mich dem Sinn nähern zu können, weil auch sie *beide* zur Ganzheit gehören. Denn wer von Sinn spricht – und wäre es bloss in der Frage – denkt die Sinnlosigkeit mit.

Angesichts jeder Form von Behinderung werden sich eines Tages diese Fragen einstellen, vor allem in Phasen, wo die psychische Energie zu erlahmen scheint. Leider treffen sie uns meist völlig unvorbereitet. Vielleicht müssten wir in Zeiten, wo uns das Fragen leichter fällt, uns mit diesen Zusammenhängen auseinandersetzen.

d)

Das Menschenbild dient aber auch zur Orientierung, wenn es darum geht, Menschsein gegenüber unmenschlichen Forderungen und Einwirkungen von aussen zu verteidigen. Wenn man sich auseinandersetzt mit den historischen Tendenzen, Behinderte mit dem Stempel des «lebensunwerten Lebens» zu versehen, fällt einem auf, dass die jeweiligen Machthaber bloss das entsprechende Menschenbild formulieren mussten – worauf die Anhänger bereits kritiklos die Konsequenzen zu ziehen bereit waren. Da musste man bloss die Idee des reinrassigen, wohlgebauten Menschen verbreiten, entstand als Gegenbild der missgebildete Mensch, dessen Lebenswert sichtbar fehlen *musste*.

Wohin führt wohl die Tendenz der heutigen Zeitepoche, nur das Bild des intakten, gesunden Menschen gelten zu lassen?

Die ernsthafte und unermüdliche Besinnung auf das Menschenbild vermag hier eine deutliche Sprache zu reden, wo derartige Einflüsse uns zu überschütten drohen. Es wäre meines Erachtens eine riesige Aufgabe der heilpädagogisch Tätigen, gerade auf diese Zusammenhänge aufmerksam zu machen. Die Heilpädagogik wäre in diesem Sinne eine dringend notwendige Korrektur für alle Humanwissenschaften, wenn ihre Stimme nur klar genug vernommen werden könnte.

Literaturhinweise

Bach H., Geistigbehindertenpädagogik, Berlin 1975/7.

Bollnow O. F., Die anthropologische Betrachtungsweise in der Pädagogik, Essen 1968/2.

Buber M., Elemente des Zwischenmenschlichen, Werkausgabe in drei Bänden, Bd. 1, München 1962.

Frisch M., Tagebücher 1939–46, Suhrkamp.

Gehlen A., Der Mensch, Frankfurt 1966/2.

Moor P., Heilpädagogische Psychologie, Bd. II, Bern 1965.

Moltmann J., Mensch, Christliche Anthropologie in den Konflikten der Gegenwart, Stuttgart 1971.

Siegenthaler H., Die anthropologische Fragestellung als Grundlage der Heilpädagogik von P. Moor, VHN 1977/1.

Der Weg von der Anthropologie zur Pädagogik im Denken von P. Moor, VHN 1977/4.

Niedlichkeit verkauft sich gut

Werbung mit dem Kind

Franz Pöggeler

Kinder heizen die Werbung an

«Die Jahre gehen so schnell dahin. Ehe man sich versieht, sind sie gross, die lieben Kinder. Und jeder weiss, dass eine gute Ausbildung – vielleicht sogar ein Studium – nicht umsonst zu haben ist. Deshalb kann man gar nicht früh genug mit dem Vorsorgen beginnen». Dass man das z.B. mit einem Postsparbuch tun kann, in dem schon früh die «Zukunfts-Seite» aufgeschlagen wird, ist unbestreitbar.

Die Liebe der Post zu Kindern hat noch viele andere Seiten. «Wenn Martin sich verläuft, Tine sich verspätet, Birgit ihre Schultasche verloren hat oder Oliver sich vor dem grossen Hund an der Ecke fürchtet, dann sollten wir die Kinder nicht dem Zufall überlassen. Schliesslich gibt es das Telefon».

Zwei Groschen haben selbst Kinder in der Tasche, aber dass viele «zwei Groschen» das Geschäft der Post ausmachen, ist eine andere Sache. Das Telefon ist «Freund und Helfer», aber nicht selten gewöhnen sich Kinder schon nach den ersten Übungen mit der Dreisatzaufgabe oder spätestens dann, wenn es um Kontrolle der Hausaufgaben geht, an die «Telefonitis» (hängen stundenlang an der Strippe – zum Überdross der Eltern).

Geschäft mit der Angst

Viele Werbe-Spots und -Bilder haben nicht deshalb mit Kindern zu tun, weil *für* Kinder ge-

worben werden soll (für gesunde Ernährung und Kleidung, für Spiel und Freizeit, Gesundheit und Erziehung), sondern *durch* Kinder: Diese werden zu «*Mitteln*» der Verkaufswerbung. Wenn Vati abends um halb acht im Fernsehsessel von einem niedlichen Kind auf der Mattscheibe ungestüm-freundlich suggeriert bekommt, dass die Familie unbedingt eine neues Auto oder die Kinder eine bestimmte Schokoladensorte haben müssen, um glücklich zu werden, stürzen die Mauern der Sparsamkeit leicht zusammen. Denn Kinder wissen eben, was Väter für ihre Kinder tun müssen. Das, was man verkaufen will, bringt man deshalb gut an den Mann, weil Niedlichkeit von Kindern sich immer gut verkauft. Erwachsene erfüllen Kindern gern manche Wünsche, auch Kaufwünsche. Man will doch nicht kleinlich sein und lässt sich von Kindern zum Anschaffen animieren, auch wenn es unrentabel ist, etwas zu kaufen, was man nicht unbedingt benötigt.

Die Werbeträger bringen eher Kinder bis zu sechs Jahren «ins Rennen» als ältere. Natürlich sind Kinder nicht die einzigen Werbe-«Mittel», – schicke Frauen oder sonnige Landschaften sind es auch. Die Werbe-«Mittel» müssen nicht unbedingt mit der zu verkaufenden Sache etwas zu tun haben; wichtig ist die richtige Montage, das Zusammenfügen von angenehmer Stimmung mit Konsumbedürfnissen. So wenig eine Seelandschaft mit einer Zigarettenmarke, hat ein Autotyp mit Kindern zu tun. Aber die Werbemanager wissen genau,